

Stefanie Zweig
Karibu heißt willkommen

Stefanie Zweig

Karibu heißt
willkommen

Roman aus Afrika

Langen Müller

Meinem geliebten Neffen Walter

Besuchen Sie uns im Internet
unter: www.herbig.net

1. Auflage September 2000
2. Auflage November 2000
3. Auflage Dezember 2000

© 2000 by Langen Müller in der F. A. Herbig
Verlagsbuchhandlung GmbH, München
Alle Rechte vorbehalten.

Schutzumschlag: Wolfgang Heinzl
Schutzumschlagfotos: Image Bank (München),
ZEFA (Düsseldorf)

Satz: Filmsatz Schröter GmbH, München
Gesetzt aus New Caledonia 11,5/14,2 pt.
auf Macintosh in QuarkXPress

Druck: Jos. C. Huber KG, Dießen
Binden: R. Oldenbourg
Printed in Germany
ISBN 3-7844-2801-0

Auf Karibu war nur das freundliche Wort der Bitte und nie das anmaßende des Befehls erlaubt. Keiner durfte den anderen kränken und ihm die Würde nehmen.

1

Auf der Karibu Farm in Thomson's Falls am Fuße des Mount Kenya konnten die Worte von Freunden und Nachbarn und die wirklich wichtigen Neuigkeiten, also die Shauris, so schnell hetzen wie ein hungriger Gepard. Der kalten Welt mit dem Donner vom Krieg der weißen Männer, dem nie ein Blitz vorausging, lieh das Radio seine Stimme. Es brachte jeden Dienstag Nachrichten in Suaheli. Das Gerät wurde für die Arbeiter auf der Farm, ihre Frauen und Kinder und auch für ihre Hunde und die Ziegen von Kamau auf den Rasen getragen und zur immer währenden Freude der klatschenden Anwesenden in das Beet mit den gelben Rosen gestellt.

Kamau, der den Männern die Arbeit, das Salz und Jagdbeute zuteilte und auch die Gehälter auszahlte, trug nicht nur den kleinen braunen Radioapparat aus dem Haus. Er durfte, wann immer er wollte, an dessen runden schwarzen Knöpfen drehen und aus den Worten wunderbare Musik machen, aus Geschrei das große Schweigen, denn Kamau war kein Kikuyu wie jeder andere. Er war der Klügste auf der Farm und der Freund des blonden, immer geduldigen Bwanas, dem Karibu gehörte.

Die Kolonialbehörde in Nairobi hatte vor drei Jahren die britischen Farmer sehr eindringlich auf ihre patriotische

Pflicht hingewiesen, ihr Personal möglichst umfassend über den Kriegsverlauf zu unterrichten. Der vierzigjährige Brian Hood wurde Bwana Mbuji genannt, weil er so schöne Bilder von Ziegen malte und sie selbst den Frauen und Kindern zeigte. Er kam zwar jede Woche der amtlichen Empfehlung aus Nairobi nach, allerdings ohne den Elan seiner Landsleute. In Erinnerung an die Kränkungen seiner Jugend widerstrebte es ihm sehr, Menschen eine Wissenslast aufzuzwingen, die sie davon abhielt, sich mit den Prioritäten des eigenen Lebens zu beschäftigen. Als Brian sich im Juni 1942 dabei ertappte, dass ihn ein im Wetterbericht erwähntes Buschfeuer im benachbarten Gilgil stärker beschäftigte als der in der gleichen Sendung publik gemachte Fall von Tobruk im Norden des Kontinents, klopfte er Kamau zustimmend auf die Schulter. Der Vertraute hatte mit einem einzigen Schütteln seines Kopfes Brians Empfindungen ausgedrückt.

»In Karibu«, sagte Kamau, »erzählt das Radio immer die falschen Shauris. Richtige Shauris kann man sehen und hören.«

»Und Fragen stellen und Antworten finden«, begriff Brian. Als eine richtige Shauri galt auf Karibu Mary Hoods Bauch. Weshalb hatte die Frau vom Bwana Mbuji ihren Leib in einem Alter füllen lassen, in dem die Kikuyufrauen schon ihre vorderen Zähne vor dem zähen Fleisch der Gnus schützen mussten und sich bereit machten, den Kindern ihrer Kinder ins Leben zu helfen? Die noch weniger begreifliche Shauri wurde an einem Dienstag bekannt, als das Radio im Rosenbeet meldete, es seien mehr Bomben denn je zuvor von alliierten Flugzeugen auf eine deutsche Stadt abgeworfen worden. Am Montagabend waren Brian und

Mary von einer kurzen Reise aus Nakuru zurückgekehrt. Schon bei Sonnenaufgang des nächsten Tages wussten es alle – dieses späte Kind einer zu alten Mutter sollte nicht auf der Farm zur Welt kommen, wie es auf Karibu Brauch war, sondern im Hospital in Nakuru.

Selbst Kinder, die noch nicht klüger waren als junge Esel, fürchteten das Krankenhaus in Nakuru. Im Verlauf einer einzigen Regenzeit waren dort drei junge und bis kurz vor ihrem Abtransport in einem Polizeiauto immer gesunde Viehhirten aus Thomson's Falls gestorben. Wenn die Ärzte in Nakuru noch nicht einmal genug wussten, um das Fieber von kräftigen jungen Männern zu besiegen, wie sollten sie für eine Frau mit verwelkendem Fleisch die richtige Schere auswählen, um bei der Geburt ihres ersten Kindes die Nabelschnur zu durchtrennen?

»Die Memsahib Chai wird nicht mehr zurückkommen«, erzählten sich die erfahrensten Frauen, »sie geht mit zu vollem Bauch auf Safari.« Die Männer ließen die Worte der Frauen ins Ohr, ohne dass ein Einziger von ihnen widersprach.

Brians sanftmütige, zierliche Frau Mary wurde »Memsahib Chai« genannt, denn sie verlangte selbst in der Nacht noch nach Tee. Sie war, weil sie nur ihre Messer schärfte und nie ihre Zunge und Suaheli mit dem singenden Ton der Afrikaner sprach, sehr beliebt auf Karibu. In den Nächten, da die Sterne so hell glänzten, dass die Menschen schon die bunten Bilder sahen, ehe sie ihre Augen schlossen, erzählten sie den Kindern, die Memsahib Chai bade ihre Zunge in Honig und ließe Wind in ihre Ohren, damit sie sich für die Worte von Fremden öffneten. Mary wusste über jede Shauri auf der Farm Bescheid, nahm immer An-

teil an Freude und Sorgen und schenkte nur denen ihren Rat, die danach fragten. Sie teilte mit den Männern die lauten Worte und lachte über deren Scherze; sie besuchte die Frauen in den Hütten, bewunderte ihre mit Asche blank gescheuerten Töpfe, die in der Sonne wie Gold leuchteten, und die fröhlichen Lieder, die die Frauen bei der Arbeit sangen.

Mary ging an keinem kleinen Kind vorbei, ohne seinen Kopf zu streicheln. Weil sie ihre Medizin den Kranken einflößte und deren Wunden behandelte, war im Laufe der Jahre der Spott verstummt, dass ihre Stimme so schwach sei wie ihre Arme, ihre Hüften schmaler und das Becken enger als bei den dreizehnjährigen Kikuyumädchen, um deren Brautpreis gehandelt werden konnte. Nun, da die Memsahib auf ihr Kind wartete, machte der Spott jedoch wieder Ernte. Marys Brüste waren zu klein. Bestimmt wollte sie nur deshalb ihr Kind in Nakuru gebären, damit sie ihm nicht auf der Farm ein Loch würde graben müssen, wenn es nicht leben wollte.

Mary, unmittelbar vor dem Einsetzen des großen Regens im achten Monat ihrer Schwangerschaft, hatten indes zunächst nur skurrile Gründe bewogen, sich für Nakuru zu entscheiden. Sie und Brian waren abergläubisch und wollten die Wiederholung einer beide belastenden Familientradition vermeiden. Mary war nämlich in der Garderobe vom Drury Lane Theatre in London zur Welt gekommen, ihre Mutter noch im Kostüm der Ophelia. Auch Brian hatte bei seiner Geburt unziemliche Umstände gemacht. Er wurde eine Stunde und dreiundzwanzig Minuten vor Konstantinopel im Orientexpress geboren; seine Mutter war auf verspäteter Hochzeitsreise gewesen und hatte ihre

Schwangerschaft falsch berechnet. Beide Mütter pflegten sehr erbittert und in unpassenden Momenten ihren erschrockenen Kindern einen früh entwickelten Hang zur Taktlosigkeit vorzuwerfen.

Seit zwei Wochen stand Marys gepackter Koffer hinter der Tür des Wohnzimmers. Die kurze Trennung von Brian und der Farm ängstigte sie nicht – sie sehnte sich nach einem Ortswechsel und freute sich auf die Zeit in dem luxuriösen Stag's Head Hotel in Nakuru. Dort würde sie entspannt und ohne die täglichen häuslichen Pflichten auf das Einsetzen der Wehen in der beruhigenden Nähe von Doktor Thorndike warten können.

Dies hatte der Arzt bei der ersten Konsultation vorgeschlagen. Bei der zweiten Untersuchung hatte er dann mit leicht erhobenen Augenbrauen geraten, die Wartezeit in Nakuru großzügig zu bemessen. Trotzdem verzögerte sich die Abfahrt von Karibu. Mary, deren gute Hand mit Hunden in der ganzen Kolonie gerühmt wurde, sorgte sich um ihre Lieblingshündin Beauty. Die war hochträchtig und hatte schon zweimal ihre Welpen nicht angenommen. Weil es galt, für die bei den Farmern im gesamten Rift Valley sehr beliebten und bereits vorbestellten kleinen Cockerspaniels im Bedarfsfall eine geeignete Ziehmutter zu finden, verdrängte Mary sowohl Doktor Thorndikes erhobenen Augenbrauen als auch die Umstände ihrer eigenen Geburt.

»Beauty und ich haben einen Pakt geschlossen«, beruhigte ihn Mary, wenn Brian zum Aufbruch mahnte, »erst sie, dann ich. Hauptsache, du drängst uns nicht. Ich weiß genau, dass wir mit der verflixten Familientradition brechen werden.«

Gerade dies war ihrem Kind nicht vergönnt. Allerdings lie-

ferte ausgerechnet der Umstand, dass es im Bett seiner Mutter geboren werden sollte, den ironischen Hinweis auf die Unberechenbarkeit des Schicksals. Das starke Gewitter nach einem besonders schwülen Tag im ersten Akt des Dramas war noch nicht einmal ungewöhnlich zum Ende der Trockenzeit, doch schon ein einziger Blitz reichte aus, um der Nacht ihre Ruhe zu rauben. Er fuhr mit einer so entfesselten Wut in den Affenbrodbaum auf dem Hügel an der Wasserstelle für das Vieh, dass er den kräftigsten Ast spaltete. Unmittelbar nach dieser einen taghellen Sekunde des Schreckens setzte der lang anhaltende Donner ein – er brüllte wie Felsen, die ein rasender Riese von einem hohen Berg in eine Steinschlucht wirft. Bis zu dem todbringenden Brand, der Jahre später alle Tage und Bilder, die je auf Karibu gewesen waren, mit Asche überziehen sollte, wurde danach jede Donnerstimme an der Macht der einen gemessen, die in jener Nacht des Bösen Mensch und Tier die Kraft zum Atmen genommen hatte. An den Regen, der diesem Donner Antwort gab, erinnerten sich die Menschen noch, als Karibu nichts mehr war als ein Wort aus gestorbenen Tagen.

Erst der blaue Morgenhimmel deckte auf, was der Farm widerfahren war. Das solide Wellblechdach vom Küchengebäude war abgerissen worden, der Raum verschlammt. Das Brot auf dem Tisch war weich wie das Moos im Wald, das nie von der Sonne berührt wird, der Sack mit Mehl war aufgeplatzt, die ausgelaufene Milch aus dem umgestürzten Eimer so schwarz wie zu scharf gebrannter Kaffee.

Der Brunnen zwischen Küche und Wohnhaus war übergelaufen, der neue Wassertank hatte ein Leck, der Schornstein des Kamins und alle Regenrinnen waren von Zweigen

und aufgeweichtem Blattwerk verstopft. Das Schild mit dem sorgsam aufgemalten Zebromuster und der Aufschrift »Karibu« in rot strahlenden Lettern lag zerbrochen im schwarz gefärbten Gras. Im Garten waren die kräftigen gelben Rosen von der schwarzen Pest ermordet worden. Der leuchtende Flamboyant, in dessen Schatten die Memsahib Chai zu sitzen pflegte, um im Angesicht von augentröstenden Farben das neue Leben in ihrem Bauch wachsen zu fühlen, hatte seine scharlachroten Blumen mit den gelb gestreiften Blüten von sich geworfen. Männer, Frauen und Kinder starrten mit Augen, groß wie die der Kühe, in die Welt der Vernichtung. Chepoi, der alte, stotternde Melker aus dem Stamm der Lumbwa, berichtete mit noch größerer Langsamkeit der Zunge als an den gesunden Tagen, dass Mais, Weizen und Flachs auf den Feldern überflutet seien.

»Die Hühner sind ertrunken. Und die Enten schwimmen auf den Shambas«, stammelte er.

»Jetzt könnt ihr alle mitkommen und sehen«, seufzte Brian, »dass meine Bilder nur Hühner sind. Sie können nicht schwimmen.«

Der hellste Raum des Hauses mit der himmelblauen Decke, den weißen Wänden, vielen bunten Farbtöpfen und der Leinwand, auf der der Bwana Mbuji mit den feinen Pinseln zaubern konnte, die alle auf der Farm bewunderten, hatte kaum Schaden genommen. Brians Atelier wurde von einer mächtigen Zeder bewacht, die es vor dem Regen geschützt hatte. Nur das Fenster war aufgesprungen und hatte den Sturm hereingelassen. Die blaue Vase mit den gelben Nelken war von dem breiten Sims gestürzt, der Aschenbecher zerbrochen, die beiden Pfeifen aber unver-

sehrt. Rote Farbe tropfte auf den Fußboden aus hellem Holz und leuchtete wie das Blut eines frisch geschlachteten Tieres. Das noch nicht fertig gemalte Bild von dem Kikuyujungen Manjala mit einer jungen Ziege im spärlichen Schatten einer Dornakazie war von der Staffelei unter den großen Holztisch geweht worden. Auf dem Kopf der Ziege lag schwanzwedelnd die Cockerhündin Beauty und säugte fünf kräftige Welpen. Deren Fell war schon trocken. Mary umarmte lachend Kamau und fing an zu weinen, als sie Brian küsste.

»Gott sei Dank, sie hat es geschafft«, sagte sie und bückte sich, um den ermatteten Hund zu streicheln. Beauty drückte ihr winselnd die trockene Schnauze in die Hand.

»Mein Sohn bekommt dein allerschönstes Kind. Weißt du noch, dass du mir das versprochen hast?«

»Unsere Tochter«, widersprach Brian. »Die hast du mir versprochen. Söhne müssen immer Dinge tun, die sie nicht wollen, und machen aus Vätern widerwärtige Tyrannen.«

»Du kannst ja gar kein Tyrann werden. Du weißt nicht, wie das geht. Du hast dich ja immer geweigert, etwas von deinem Vater zu lernen.«

Beim Aufstehen stolperte Mary über den zerbrochenen Aschenbecher. Sie griff erschrocken nach Brians Arm. Einen Moment stand sie reglos da, als fürchte sie den nächsten Schritt. Dann ging sie schwerfällig ans offene Fenster, zog einen Stuhl zu sich heran, wollte sich setzen, klammerte sich jedoch nur an die Lehne, ließ sie stöhnend wieder los, presste die Hände an den Leib und schrie: »Nein.«

»Reg dich nicht auf«, beruhigte Brian. »Die ersten Wehen haben noch nichts zu bedeuten. Wir haben genug Zeit, um

nach Nakuru zu kommen. Ausnahmsweise fahren wir nicht über Konstantinopel.«

»Ich ziehe mich nur um«, flüsterte Mary. Sie war sehr bleich und atmete hastig.

»Das ist klug, Ophelia. Du gehst nicht ins Kloster.«

»Bitte sag jetzt nicht Sein oder Nichtsein.«

»Keine Sorge, ich bin viel schlauer als Hamlet und längst nicht so feige. Du kannst dich in aller Ruhe hinlegen, bis ich die Pferde gesattelt habe.«

Erst auf dem Weg zum Auto, das hinter dem Schuppen für den Flachs stand, entdeckte Brian, dass der im Jahr zuvor angelegte schmale Weg, der auf die breite Straße nach Nakuru führte, im schwarzen Lehm versunken war. Selbst mit Ketten würde die kurze Strecke nicht mehr befahrbar sein. Noch konnte Brian seine Erregung zügeln. Die Jahre in Afrika hatten ihn gelehrt, die Hürden nicht schon vor dem Sprung zu fürchten. Er bat Kamau, der ihn schon auf dem Weg ins Atelier mehrmals gedrängt hatte, endlich die Schäden auf den Feldern und in den Ställen zu inspizieren, die zwölf kräftigsten Ochsen einzuspannen.

»Sie warten schon auf dich«, erwiderte Kamau, »aber sie haben keine Zähne mehr.«

»Was soll das heißen?«

»Die Zähne sind ihnen beim Lachen aus dem Mund gefallen, als ich ihnen das Joch zeigte.«

»Es ist gut, wenn einer bei der Arbeit lacht, Kamau.«

Brian vertraute auf eine Praxis, die in vielen Regenzeiten gut funktioniert hatte. Energisch schlang er die am Joch befestigte Kette um die Stoßstange des Fords, setzte sich aufatmend ans Steuer, kurbelte das Fenster herunter und löste die Handbremse. Den Tieren reichte der Schlamm bis

zum ersten Gelenkknochen ihrer Beine. Sie schoben willig den Körper nach vorn, als Brian den Motor anließ, konnten den Wagen jedoch keinen Meter nach vorn ziehen. An der Spitze des Zugs klopfte Kamau den ersten zwei Ochsen sanft auf den Rücken und kam, die Hände in den Taschen, zum Wagen zurück. »Hat dein Kopf jetzt seine Arbeit getan?«, fragte er.

»Tut mir Leid, Kamau. Ich habe am Tag den Mond gerufen«, sagte Brian. Er begriff, wie unrealistisch die Hoffnung gewesen war, die Ochsen würden die kleine Steigung vom Schuppen zur Straße nach Nakuru schaffen. Trotzdem erwog er einen Moment, die Männer von den Shambas zu holen und sie den Wagen anschieben zu lassen. Dann stieg er entmutigt aus.

»Geh und hol Chebeti«, bat er, »mein Kind wird auf Karibu geboren werden.« Seine Stimme war nicht mehr fest. Er musste seine Hände warm reiben.

»Das ist gut, Bwana«, nickte Kamau, »der Regen hat dir gesagt, was Karibu heißt. Du hast das Wort zu tief in die Erde gesteckt, als du mit der Memsahib zum Arzt nach Nakuru gefahren bist.«

»Ich habe das Wort nicht vergessen, mein Freund. Ich sehe noch den Tag, an dem du meiner Farm ihren Namen gegeben hast.«

»Ich sehe diesen Tag auch.«

Sie schickten ihre Augen zu den regenschweren Bäumen. Als sich ihre Blicke begegneten, lächelten sie. Obwohl sie beide wussten, dass die Zeit dabei war, mit scharfer Axt gegen sie in den Krieg zu ziehen, sträubten sie sich nur kurz, die verwehten Spuren vom Unkraut der Jahre zu befreien, und ließen die Flut der Bilder zu.

Kamau erinnerte sich der Tage vor Brians Ankunft, als nur Gras auf der roten Erde von Karibu gewachsen war und die Männer, die nun alle satt wurden und ihre Kinder nicht mehr an einer Hand zu zählen brauchten, ohne Arbeit und Kleidung gewesen waren. Er dachte, als sich ihm die Gesichter seiner Kinder aufdrängten, an die Brust seiner Frau, die nie vor der Zeit versiegte. Kamau war stolz auf Chebeti. Sie hatte ihm nur Töchter geboren. Er würde ein reicher Mann sein, wenn die ins heiratsfähige Alter kamen. Die Brautpreise waren hoch für die Mädchen aus Karibu. Die Nächte des Vollmonds fielen ihm ein, an denen er in den Himmel schaute und den Freunden von dem Stück Land erzählte, das ihm einmal gehören würde. Der Bwana hatte es ihm versprochen.

»Mungu wird auch dir eine Tochter schicken«, sagte er, »du bist nicht wie die anderen weißen Männer. Du hast immer gewusst, dass Menschen mit schwarzer Haut nicht dumm sind.«

»Deine Zunge war immer der Freund meiner Ohren.«

»Ich hole jetzt Chebeti.«

Obwohl Brians Stimme Kamaus Füße nicht belästigt hatte, fing er an zu rennen, als er den Wassertank am Haus erreichte.

Bei Brian war die Reise in die Vergangenheit beschwerlicher und dauerte sehr viel länger. Er war der Älteste von vier Brüdern und der von allen ungeliebte Außenseiter einer sehr wohlhabenden Adelsfamilie, die Intellektualismus verachtete, Pferde und Hunde liebte, für derbe Späße schwärmte, in der Öffentlichkeit zeigte Emotionen für morbide hielt und die allzeit die britische Tugend ehrte, den gesunden Sinn für Proportionen zu wahren. Brian

hatte die Hoods von Anfang an enttäuscht. Er war ein schwächliches Baby gewesen, hatte als Junge Angst vor Hunden und nie ordentlich reiten gelernt. Wenn ihn seine jüngeren Brüder neckten, hielt er sich die Ohren zu und lief aus dem Zimmer; er fürchtete sich vor Fremden und noch mehr vor seinem Vater, war im Internat unbeliebt und unglücklich, immer der Letzte in seiner Klasse und auf dem Cricketfeld ein Versager. Brian der Träumer, wie ihn die Mutter seufzend nannte, ließ sich von Gleichaltrigen verprügeln, ohne sich zu wehren, und war, was bereits der Lehrer missbilligend im Zeugnis der ersten Klasse bemerkte, sich stets selbst genug. Als Zwölfjähriger lief er von zu Hause fort und wurde in der National Gallery aufgespürt. »Ausgerechnet«, wie ihm der tobende Vater vorwarf. »Du tust alles, um die Familie lächerlich zu machen.«

Brian las in den Ferien dickleibige Bücher, die ihm seine Brüder aus der Hand rissen und in der Brombeerhecke versteckten, er malte Bilder, die den Vater erzürnten, weil er die Phantasie seines grüblerischen Sohns als Beweis für dessen kränkliche Disposition wertete. Selbst bei Berücksichtigung der aus Prinzip großzügig bemessenen familiären Toleranzgrenze für mangelnde intellektuelle Fähigkeiten beendete Brian die Schule peinlich spät und hatte noch nicht einmal den Anstand, sich unbemerkt aus London zurückzuziehen. Er lehnte die in solchen Fällen seit jeher bewährte Tradition der Hoods ab, auf eine der väterlichen Besitzungen zu verschwinden. Sir William Robert Hood, der im Ersten Weltkrieg in der kürzestmöglichen Zeit zum Major ernannt und 1917 mit dem Victoria Cross ausgezeichnet worden war, schlug seinem Sohn vor, es bei der Marine oder wenigstens beim Militär zu versuchen.

Brian starrte auf das Bildnis seines Großvaters in königlicher Uniform und sprach zum Erstaunen seines Vaters erstmals in seinem Leben laut und deutlich. Er teilte ihm mit, er würde entweder Maler werden oder mit der großväterlichen Pistole (eine Erinnerung an den Burenkrieg) russisches Roulette spielen. Dann verließ er, ohne zu erröten, wie der Hausherr im intimen Kreis nie zu erwähnen vergaß, dessen Arbeitszimmer.

Zwei Jahre später verliebte sich Brian in ein vaterloses, vermögensloses Mädchen, das Sir William noch nicht einmal auf seinem kleinsten Landsitz in Kent, geschweige denn in seinem Haus im noblen Londoner Stadtteil Mayfair empfangen hätte; an seinem letzten Morgen unter dem väterlichen Dach verkündete Brian seine Absicht, Mary Campbell zu heiraten. Sir William köpfte schweigend sein Frühstücksei und drückte im September darauf dem Sohn zu dessen dreiundzwanzigstem Geburtstag eine Schiffskarte nach Mombasa und eine ansehnliche Geldsumme in die Hand. Ohne laut zu werden, sagte er: »Kauf dir ein verdammtes Stück Land und schlag dir endlich deine Flausen aus dem Kopf. Vielleicht machen die Kolonien aus dir einen Mann. Das passiert neuerdings oft, habe ich mir sagen lassen.« Zu diesem Besuch hatte sich der ehemalige Major bewährt couragiert in den in seinen Kreisen missgeschätzten Stadtteil Golders Green begeben. Dort logierte sein Sohn – typischerweise, wie er befand – bei einer Frau, von der er zu Recht vermutete, sie sei keine Engländerin.

Vater und Sohn sahen sich nie wieder.

Nur weil Brian endlich Mary heiraten wollte und die erst zustimmte, als er ihr glaubhaft versichern konnte, sie würde diesen Tag nicht mit seiner Familie teilen müssen,

und weil zudem der Gedanke einer Hochzeit auf einem Schiff ihrem ausgeprägten Sinn für Romantik entsprach, verkaufte er nicht umgehend die Schiffskarte. Nach zwei Wochen bestellte er ein zweites Ticket. Das junge Paar plante, nach der ungewöhnlichen Hochzeitsreise mit dem nächsten Dampfer nach England zurückzufahren und in ländlicher Zurückgezogenheit zu leben. Die scheue Mary, die im Glauben erzogen worden war, dass Wünsche und eine eigene Meinung nur der Elite zukämen, verwandelte sich schon beim Kauf des ersten Koffers vom bescheiden blühenden Veilchen zur strahlenden Rose. Sie träumte von einem kleinen Haus in Cornwall, wo sie als Fünfzehnjährige im Krankenhaus von einer Tuberkulose genesen war, von sechs immer vergnügten Kindern, zwei Hunden und einer rot getigerten Katze. Brian war ungewohnt realistisch. Er wollte in Marys Liebesnest die überraschende väterliche Zuwendung durch Gemüse- und Blumenanbau vermehren, später ein paar Schafe halten, im Frühling unter einem blühenden Apfelbaum Bücher lesen, die nicht in Brombeerhecken verschwanden, und erst nach getaner Pflicht malen – er hatte sowohl seine Verantwortung für Mary als auch seine künstlerischen Grenzen erkannt.

»Mary, wir leben«, jubelte Brian am Abend seiner Hochzeit beim Einlaufen in Port Sudan, »wir sind unsere Ketten los.«

Ab dem Schicksalsmoment aber, da er in Mombasa vom Schiff ging, den weißen Sand am türkisblauen Meer sah und die Palmen im Wind hörte, begab er sich in neue Knechtschaft. Diesmal freiwillig und im vollen Bewusstsein der Konsequenzen. Kenias Farben auf der Bahnfahrt

von Mombasa nach Nairobi und die Unendlichkeit der Landschaft berauschten ihn. Er sah von seinem Abteil aus den narkotisierenden Sonnenaufgang, die Dornakazien im gelb versengten Gras, die Giraffen, Zebras und Gazellen. Mit einem einzigen Pupillenschlag malte er die Bilder, die ihm der Vater verboten hatte. Die Menschen in Nairobi, deren vokalreiche Sprache für ihn Musik war, verzauberten ihn. Ihre liebenswerte Natürlichkeit und ihre Augen, wenn sie lachten, befreiten ihn auf einen Schlag von den Gespenstern seiner Kindheit.

Er fragte den Englisch sprechenden Kellner im Norfolk Hotel nach dem Suaheliwort für Bruder.

»Dugu«, lachte der Mann im langen weißen Hemd mit violetter Schärpe um den Bauch. »Hast du einen Bruder?«

»Drei alte und viele neue«, ahnte Brian.

»Das ist noch gar nichts. Gehen Sie auf Safari ins Hochland«, sagte ihm ein weißhaariger Farmer aus Naivasha an der Bar, »dann kann Ihnen das verdammte alte England nichts mehr anhaben. Ich wurde von meiner Firma drei Monate hierher geschickt und habe sogar vergessen, ihr zu kündigen. Afrika ist Opium.«

Brian und Mary brauchten keine drei Monate, um sich dem Land auszuliefern. Sie kauften eine Landkarte, ein Wörterbuch für Suaheli, mieteten ein Auto und fuhren los. Schon bei der Tour durch das grün lockende, Glück verheißende Rift Valley, am Ufer des silbern gleißenden Nakuru-Sees, umgeben von Flamingos und Sekretärvögeln, die Brian alle an den väterlichen Butler erinnerten, beschlossen er und seine Frau, nie mehr nach England zurückzukehren. Sie fuhren zukunftsbesessen zurück nach Nairobi und erfuhren vom Hotelmanager im Norfolk von der angebotenen

Farm in Thomson's Falls im Zentrum der White Highlands. Sie lag in einem der schönsten Flecken des Landes im weißen Schleier eines donnernden Wasserfalls, wurde von Baumgiganten bewacht und war mit einem Meer aus türkisfarbenen Blüten und einem Heer von feurigen Aloen gesegnet. Der Boden dieser ungezähmten Wilden war seit Jahren nicht mehr kultiviert worden, die hölzernen Wände des Farmhauses verrottet, die Pfade vom hohen Gras überwuchert. Trotzdem kauften Brian und Mary die Farm am Tag der Besichtigung, trunken von den Ausblicken in das steil abfallende Tal, betäubt von der Bergluft, dem Duft der Blumen und der Leichtigkeit ihrer Sinne. Das Land war billig und sie sich einig, dass sie durch die größte Gnade, die das Schicksal den Liebenden gewährt, die Harmonie der Wünsche, das Schloss ihrer Träume errichten würden. Auf der Farm in Thomson's Falls war nur das freundliche Wort der Bitte und nie das anmaßende des Befehls erlaubt. Keiner durfte den anderen kränken und ihm die Würde nehmen.

Ein nie ermüdender, einfallsreicher indischer Handwerker aus Gilgil, der Schreiner, Schlosser und Klempner in einem war und in der letzten hellen Stunde des Tages unter einem Eukalyptusbaum meditierte, baute mit einer Mannschaft fröhlicher Arbeiter aus dem Stamm der lernbesessenen Kikuyu ein solides Haus aus grauem Stein. Es hatte einen Kamin im größten Wohnraum, ein lichtvolles Atelier für Brian und für jedes der sechs Kinder, auf die Mary hoffte, eine eigene kleine Stube. Hinzu kamen das Küchengebäude, das Mary entwarf, und am Ende des Gartens die Toilette, zu der sich der schweigsame indische Meister allerdings nur schwer überreden ließ; er vermochte sich nicht vorzustel-

len, dass so sympathische und reinliche Menschen wie die Hoods vorhatten, ihren Körper immer an derselben Stelle zu entleeren.

Dass Brian als Farmer Erfolg hatte, verwunderte ihn selbst am meisten. Er entwickelte nie vermutete Fähigkeiten und Talente, und weil das Wohl der Menschen auf der Farm von ihm abhing, reifte er rasch an seinem Gefühl für Verantwortung. Umstände und Klima waren ihm gewogen. Es gab in den ersten fünf Jahren keine Missernte. Brian konnte den Viehbestand vergrößern. Die Bullen, Ochsen und Kälber aus Karibu, der Flachs und der Mais erzielten Höchstpreise. Marys Hunde wurden im gesamten Hochland berühmt. Ein Foto ihres Gartens erschien in der »Sunday Post«. Sie war nicht mehr schüchtern und melancholisch und wurde jedes Jahr jünger.

Brian dankte bei jedem Sonnenaufgang für das Wunder, das ihm zuteil geworden war; er vergaß indes nie, dass er es einem einzigen Mann verdankte. Kamau, der auf der Farm geboren worden war, sagte seinem Schüler, wann es Zeit war zu säen und wann zu ernten, was er anpflanzen und welche Arbeiter er anstellen sollte. Er kannte sich aus mit dem Vieh und den Hühnern. Und mit der Psyche eines Mannes, der aus der Einsamkeit zur Zufriedenheit gefunden hatte. Als Brian und Mary ein Jahr auf der Farm lebten, schlug Kamau vor, sie Karibu zu nennen. Karibu heißt willkommen. Der Bwana Mbuji, der die Kraft seiner Kehle schonte, und die Memsahib Chai, die sein Bett und mit allen Menschen ihre Güte teilte, waren es.

An diesem Tag erfuhr Brian, dass Chebeti Kamaus Frau war. »Warum sagst du mir das erst heute?«

»Ein Mann redet nur mit einem Freund über seine Frau«,

erklärte Kamau. »Als du nach Karibu gekommen bist, warst du ein Fremder.«

»Und jetzt?«

»Du redest zu viel.«

Chebeti hatte bis zur Geburt ihres jüngsten Kindes die Mädchen, die das erste Mal auf die Shambas durften, bei der Ernte angeleitet. Sie war nur deshalb noch nicht auf die Felder zurückgekehrt, weil sie um die Zeit, als der Weizen hoch stand und die Flachsblüten blau wurden, ihren Fuß gebrochen hatte. Brian bewunderte Chebeti. Er schätzte ihre manuelle Geschicklichkeit, noch mehr ihre Klugheit, ihre Zungenfertigkeit und ihren ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit. Wann immer Frauen stritten oder Männer sich bedrohten, verließ Brian sich auf Chebetis Rat. Sie war eine von jedermann akzeptierte Schlichterin, denn sie verband einen männlich derben Humor mit listiger Weiblichkeit und lachte auch dann, wenn sie einmal selbst in die Falle der Schadenfreudigen stolperte. Brian nannte sie »Hukumu«. Mit dem ehrenvollen Wort streichelte er Chebetis Ohren. Ein Hukumu war ein Richter.

Mary, der Chebeti häufig und immer vergnügt im Haushalt half, fühlte sich dieser starken, großäugigen, zehn Jahre jüngeren Frau tief verbunden. Chebetis geduldiges und genügsames Naturell entsprach ihrem eigenen und Mary imponierten Chebetis Courage, Witz und Intelligenz. Chebeti konnte mit den Augen der anderen sehen. Anfangs hatten die der Kikuyu Spott getrunken, wenn Mary Mund und Nase im Fell eines ihrer Hunde vergrub, doch Chebeti hatte noch nicht einmal die Zeit zwischen zwei Regenzeiten gebraucht, um Marys Verlangen nach jungem Leben und Zärtlichkeit zu errahnen. Schon lange berührte sie nun

auch die Hunde und dies mit weichen Händen. Sie sprach zu ihnen mit sanfter Stimme, scheuerte deren Blechnäpfe so sorgsam und lange, als wären es die eigenen kostbaren Töpfe in der Hütte, und schickte ihr Gelächter mit dem der Memsahib auf Safari zum Wasserfall, wenn die Welpen kräftig genug waren, um mit dicken Pfoten das erste Loch im Garten zu graben. Chebeti hatte Beautys schönstem Kind – Toto – seinen Namen gegeben. Toto hieß Kind.

Es war eine ungewöhnliche Beziehung in einem Land, in dem sonst die Hautfarbe über Besitz, Ansehen, Emotionen und Zuwendung entschied. Das wussten beide Frauen. Sie nahmen mit Freude und Achtung entgegen, was die andere zu geben hatte. Chebeti erzählte wundersame Geschichten, die von der Phantasie der Kikuyu zeugten. Sie war auf eine liebenswert erheiternde Art neugierig und suchte mit einem Eifer, der Mary immer wieder bewegte, die Tür zu einem Leben, das ihr ohne Mary verschlossen geblieben wäre. Chebeti liebte es, nach getaner Arbeit einige Minuten auf einem niedrigen Hocker vor Brians Bildern zu sitzen. Beim Aufstehen streichelte sie die Pinsel und verglich mit kreisenden Bewegungen ihres Kopfes die Farbe in den Töpfen mit denen auf der Leinwand. An guten Tagen, wenn sie gerade ein Kind geboren hatte und noch kein neues trug, bat sie Mary, ihr vorzulesen. Sie konnte kein Englisch, doch jedes Mal, wenn Mary ein Buch aus dem Regal holte, sagte sie: »Deine Worte singen. Die Ohren einer Mutter freuen sich, wenn sie nicht immer die eigene Zunge hören.« Ihr jeweils jüngstes Kind brachte sie auf dem Rücken zur Arbeit mit und nährte es, wenn es weinte, in Marys Küche. Um Chebetis Stolz zu nähren, hatte Mary einige Kikuyu-Ausdrücke gelernt und begrüßte die Ver-

traute, sobald sie ihr Kommen durch ein leises Klopfen auf das Wellblech des Wassertanks anzeigte, in deren Sprache. An dem Morgen nach dem Gewitter, das ein neues Auto so lahm gemacht hatte wie den Esel Kubua, der vor Monaten von einer Schlange gebissen worden war und noch immer hinkte, gab es keine Worte ohne Dornen. Die beiden Frauen redeten nur in den kurzen Momenten miteinander, in denen der Schmerz dem Körper der einen die kurze Ruhe gab und die andere ihren Augen die Lüge befehlen musste. Chebeti hatte zu schnell an die Tage gedacht, die nicht mehr waren. Sie kannte auch den Grund. Von ihren sieben Kindern bewegten nur fünf ihre Arme und Beine. Die zwei, die ihren Leib nicht hatten verlassen wollen, waren am Tag ihrer Geburt gestorben. Nun drückte Chebeti einen Seufzer zurück in die Kehle, als sie die Knoten des Tuchs auf ihren Schultern löste. Sie legte ihr jüngstes Kind, ein elf Monate altes Mädchen, dessen Haar schon so dicht war wie die Wolle eines zweijährigen Schafs, auf den Lehnstuhl mit dem gelb geblühten Stoff und deckte es mit einem Kissen zu, auf dem ein Löwe sein Maul aufriss. Die Kleine wachte auf, gurgelte Behagen und schlief sofort weiter.

Mary lag zitternd und gekrümmt auf ihrem Bett. Chebeti erschien sie noch kleiner als am Tag zuvor. Ihr fiel auf, dass sie nicht, wie sonst immer, wenn sie sich bei Tag ausruhte, die schwarze Seidendecke mit den roten Rosen auf den Stuhl gelegt hatte. Sie war sehr bleich und hielt sich ein Taschentuch an den Mund, das seine rosa Farbe verloren und Flecken hatte. Ihr feines blondes Haar war so nass wie der vom Sturm gemordete Weizen. Die Knöchel von Marys schlanken Händen leuchteten weiß unter der Haut und die

Trockenheit hatte vor der Zeit ihre Lippen zerrissen. Sie waren nicht mehr rot, die Nase zu groß geworden. Chebeti füllte abgekochtes Wasser aus der Flasche auf dem kleinen Tisch in ein Glas und löschte das Feuer. Ihr fiel Wanjari ein. Die wohnte in der Nachbarhütte und hatte auch einen zu spät gefüllten Leib und nicht mehr die Kraft einer jungen, gesunden Gebärenden gehabt. Trotzdem lächelte Chebeti mit allen Zähnen Hoffnung. Sie zog die beiden Decken von Brians Bett und faltete sie so oft zusammen, dass sie hart wie ein Brett wurden. Mary schenkte ihr das Lächeln zurück, als sie ihr das Polster unter den Rücken legte.

»Dein Kind wird dich nicht lange warten lassen«, sagte Chebeti und verschluckte den Betrug, als hätte sie den Biss der eigenen Zunge nicht gespürt, »ich höre es schon in deinem Bauch schreien. Jetzt mußt du ihm deine Stimme schicken.«

»Kommst du zu meinem Kind als Aja ins Haus?«, fragte Mary, »seine Mutter wird sehr müde sein, wenn es da ist.«

»Du sprichst von den Tagen, die noch nicht gekommen sind. Das darf eine Frau nicht, die auf ihr Kind wartet. Ich gehe in die Küche und hole Wasser.«

»Kamau kann es dir doch bringen. Ich will nicht, dass du von mir fortgehst.«

»Kamau sitzt mit dem Bwana in dem Zimmer mit den Bildern. Männer können nur Kinder pflanzen. Sie haben die falschen Hände, um sie aus dem Loch zu ziehen, in das sie den Samen vergraben haben.«

»Ich lach so gern mit dir, Chebeti. Ich konnte gar nicht lachen, bis ich nach Karibu gekommen bin.«

»Als du nach Karibu gekommen bist, haben wir gesagt,

deine Mutter hat bei deiner Geburt ein falsches Kleid angehabt.«

»Du weißt immer alles.«

Im Dornengestrüpp jenseits des Gartens und auf den Ameisenhügeln am Waldrand verschluckte die Mittags-sonne ihren Schatten. Auf den Feldern verstummte der Gesang. Die Hunde krochen in den Schatten des Hauses und fraßen nur noch die Zeit. Obwohl die Vorhänge zugezogen waren, war die Luft im Zimmer so schwer wie die in dem Ofen aus Ziegeln, in dem Brot gebacken wurde. Mary schlief stöhnend ein. Chebeti hüllte die Erschöpfte, die selbst im Schlaf noch zitterte, in ein Wolltuch und knöpfte die eigene Bluse auf, um ihr Kind zu stillen.

Das Mädchen hatte so schnell ins Leben gedrängt, dass seine Mutter nicht mehr das Essen von der Feuerstelle hatte nehmen können. Gutes Gemüse war damals verbrannt, der Mais für das Ugali schwarz geworden und das Fell der bettelnden Hunde hatte nach Rauch gestunken. Während diese ungeduldige Tochter nun ihren ersten Zahn fest in die Brust der Mutter grub, überlegte Chebeti, ob sie nicht doch schon Brian holen und ihm sagen müsste, dass sein Kind sterben wollte. Selbst für Menschen, die nicht wussten, dass sie dem Tod die Beute unter den Bäumen und nicht im eigenen Haus bereitzustellen hatten, würde es nicht gut sein, wenn ein Kind im Bett seiner Eltern starb. Mary wachte auf. Sie stöhnte nur noch mit den Augen. Der kurze Schlaf hatte ihrer Haut die letzte Farbe gestohlen, ihrem Kind seine Kraft. Chebeti sah die Tage auf sich zuspringen, an denen der Bwana allen erzählte, sie hätte auf ihren Augen geschlafen, während sein Kind starb. Seufzend legte sie ihre Tochter zurück in den Sessel. Die Kleine

war noch hungrig und brüllte so ungewohnt zornig, dass Chebeti sich nach ihr umdrehte und so den Moment verpasste, als Marys Kind den Tod von sich stieß.

»Wo bist du?«, schrie Mary, »mein Körper zerreißt.«

»Das ist gut, Mary. Das ist der Schmerz des Lebens.« Erst viel später, als die Worte das Salz in ihre Kehle trieben, erinnerte sich Chebeti, dass sie einmal in ihrem Leben Mary mit ihrem Namen angesprochen hatte.

Es war eine Nacht ohne Mond, doch mit einem Stern, der hell wie die Sonne leuchtete, als Marys Tochter geboren wurde. Sie hatte eine Stimme, die da bereits auf Safari ging, große Hände und Füße, denen kein Gras zu hoch sein würde, neue Pfade zu stampfen. Ihre Augen waren blau wie die Blüten vom Flachs am Tag vor der Ernte, die Haut hell wie die Perlen um den Hals ihrer Mutter. Ihr Haarflaum war noch schwarz – wie bei allen Kindern auf Karibu. Freude versengte den Schweiß auf Chebetis Stirn. Sie trennte die Nabelschnur mit einer silbernen Schere, zählte die Finger und Zehen des Mädchens und badete es in einer weißen Schüssel mit goldenem Rand. Es sei, sagte sie dem Bwana und Kamau, das klügste Kind, das je in Karibu geboren worden war, denn es hätte schon vor der Geburt die Klugheit gehabt, alle Menschen zu täuschen.

Die Mutter dieses listigen Kindes war zu schwach, um mitzulachen, aber sie sah das helle Licht am Himmel. »Wir werden sie Stella Chebeti nennen«, flüsterte sie. »Stella heißt Stern. Chebeti verdankt sie ihr Leben.«

Chebeti legte ihr die Hand auf den Mund; es erzürnte den Gott Mungu, wenn Neugeborene einen Namen erhielten. Viele brauchten keinen, denn sie starben vor der dritten Regenzeit ihres Lebens. Wäre Chebeti nicht so erschöpft

gewesen, hätten ihre Augen die richtige Spur aufgenommen. Mungu war nicht gekränkt, dass Stella einen Namen hatte, ehe ihre Zunge die Süße der Milch schmeckte. Es war ihre Mutter, die in der Nacht starb.